Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 163. Bromberg, den 30. Zeptember 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

9.

Trüb und wolkenverhangen dämmerte der frühe Aprilmorgen herauf, als Hans Torunn auf dem Bahnhof Zoo in Berlin eintraf. Er ließ seinen Koffer zum „Parkhotel" hinüberschaffen, nahm ein Bad, schlief erst ein paar Stunden.

Als er sich sein Frühstück auf sein Zimmer bringen ließ, war es 10 Uhr.

Nun konnte er Martine schreiben.

Aus der Brieftasche kramte er die Adresse hervor, die sie ihm gegeben: — „Pension von Schelius, Charlottenburg, Schlüterstraße 139."

Er setzte sich an den Schreibtisch, überlegte lange, welche Fassung er dem Brief geben sollte. Die Rechte, die den Federhalter hielt, zitterte ein wenig: es war das erste Mal, daß er ihr schrieb. Dann warf er kurz entschlossen ein paar Zeilen auf das Papier:

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Vor allen Dingen bitte ich, nicht über meine unvorhergesehene Anwesenheit in Berlin zu erschrecken. Auf Warrischken ist alles in Ordnung. Ihren Herrn Vater verließ ich bei bestem Wohlsein. — Dennoch möchte ich gehorsamst in einer Sie wie Ihren Herrn Vater betreffenden Angelegenheit um eine Unterredung unter vier Augen bitten.

Vielleicht geben gnädiges Fräulein dem Boten ein paar Zeilen mit. Ich stehe jederzeit zur Verfügung. Sehr ergebenst. Dr. Hans Torunn."

Noch einmal überlas er den Brief, ehe er ihn in den Umschlag schob. Er war vielleicht einen Grad zu unpersönlich. Doch das verschlug wohl nichts.

„Hier, mein Junge — diesen Brief sofort zur Schlüterstraße bringen und auf Antwort warten."

Die Zwischenzeit benützte er, um zum Friseur zu gehen. Von der langen Nachtfahrt und dem unruhigen Vormittagsschlaf saß ihm ein dumpfes, fast verkatertes Gefühl im Schädel; da würde eine Haarwaschung und durchgreifende Kopfmassage gute Dienste tun. Außerdem fehlte ihm auch die Geduld, hier in dem unaufgeräumten Zimmer herumzusitzen und den Boten abzuwarten.

Als er ins Hotel zurückkehrte, hatte sich der Junge bereits wieder eingestellt.

„Die Dame war gerade fortgegangen, kommt aber gegen halb zwölf Uhr zurück."

„Dann gehst du also gegen halb zwölf Uhr nochmals hin. Den Brief hast du dagelassen?"

„Jawohl, Herr."

Zwei Stunden später hielt er endlich die Antwort in Händen.

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Trotz Ihrer beruhigenden Zeilen bin ich in großer Sorge. Bitte ermöglichen Sie es, kurz nach halb zwei Uhr bei mir in der Pension zu sein. Ich kann Sie allerdings nur wenige Minuten sprechen, da gerade heute die Trauung meiner Freundin stattfindet. Immerhin wird es genügen, um mich von Ihnen über das Befinden meines Vaters beruhigen zu lassen.

Ihre Martine v. Laar."

Er hielt den Brief in der Hand und starrte auf die eigenartige Schrift. Große, sonderbare, fast steil gesetzte Buchstaben; nichts Weiches, nichts Fließendes. Man hätte an einen Diplomaten oder einen vielbeschäftigten Großindustriellen denken können.

Hans Torunn mußte selbst über seinen Einfall lächeln. Aber mit diesem Lächeln knifste er den Bogen wieder zusammen, schob ihn vorsichtig in den Umschlag zurück und begann sich umzukleiden.

Prüfend überflog Hans Torunn seinen Anzug nachher noch einmal im Spiegel. Es war gut so; Martine konnte nichts auszusetzen haben. Trotzdem sie in der Unruhe ihres Herzens wahrscheinlich gar nicht darauf achten würde.

Er wollte erst einen Wagen nehmen, doch ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er noch reichlich Zeit habe. Überdies — es waren ja nur ein paar Minuten Weges.

So schlenderte er langsam den Kurfürstendamm hinab. Noch standen die Bäume kahl und laubleer; die Wohnpaläste reihten sich prunkvoll und aufdringlich und selbstbewußt aneinander; auf dem Bürgersteig der breiten Prachtstraße ein kochendes Menschengewühl; unter dröhnendem Warnen der Hupen brausten Kraftwagen vorüber; aus dem tiefen Schacht der Untergrundbahn an der Uhlandstraße quoll es in dichtem kribbelnden Strom herauf; B. Z.-Fahrer rasten auf leichten Rennmaschinen hart am Rinnstein entlang; und schon tauchten hier und dort Straßenhändler auf und priesen mit gellenden Stimmen die neueste Nummer der Mittagszeitung an.

Hans Torunn aber dachte daran, daß zu dieser Stunde der Geheimrat einsam in dem großen düsteren Speisesaal des Warrischkener Herrenhauses am Tisch saß. Und über dem Hof lag wohl das tiefe, ruhevolle Schweigen der Mittagsstunde. Und der „Prinz" schlappte jetzt in seinem Futternapf. Und in den Boxen der Pferde und in den Kuhställen war das dumpfe, so unaussprechlich behagliche Knirschen und Mahlen wiederkauender Mäuler.

Zum Greifen deutlich sah der Doktor das alles vor sich. Er sehnte sich danach. Er hatte etwas wie Heimweh. Sie war nun einmal seine Welt — die Landwirtschaft.

Na — ein paar Tage, dann war er wieder draußen! Wie froh ihn diese Gewißheit machte. Wie sie ihm so viel innere Sicherheit gab.

Er überlegte flüchtig, ob der alte Herr wohl heute schon den „Hanne" geritten?

Aber Torheit, darüber nachzudenken, was Martines Vater in diesen Tagen tat! Er würde sich schon die Zeit vertreiben; er war doch kein unmündiges Kind mehr. Seine schöne Tochter aber war hier in Berlin; und ein gewisser Hans Torunn stand ihr in wenigen Minuten gegenüber. Denn sie wartete ja auf ihn; sie hatte ihm ja geschrieben, daß er kommen solle.

Von rückwärts, von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche her, dröhnte dumpf nachhallender Schlag.

Da ließ der Doktor sein behagliches Hintrödeln und griff schärfer aus. Denn nun wurde es höchste Zeit.

Eine Sekunde blitzte es ihm durch den Kopf, ob er wohl Blumen mitnehmen sollte; natürlich ganz unaufdringlich; zwei oder drei halberblühte, langstielige Rosen. Doch schon zuckte er über sich selbst die Achseln. Auf was für Katerideen man so kam! Martine würde todsicher gleich ihr feudalstes Prinzessingesicht gemacht und die Brauen so ein ganz klein wenig hochgezogen haben. Er kannte das und spürte durchaus kein Verlangen, es noch einmal zu sehen.

Das Haus Schlüterstraße 139, in dem die Pension von Scheltus war, erwies sich als ein in den Linien zurückhaltender Bau. Gott sei Dank — keine dieser protzigen über-

ladenen Mietskasernen, die in ihrem kitschigen mißverstandenen Stilwirrwarr den Kurfürstendamm verhunzen.

Lautlos glitt ein Fahrstuhl nach oben. Dem öffnenden Hausmädchen gab er seine Karte.

„Wollen Sie mich bei Fräulein von Laar melden?"

Er muß sich zusammenreißen, diese wenigen Worte ruhig herauszubringen; denn sein Herz hämmert ihm plötzlich in der Kehle.

Das Mädchen führte ihn in einen kleinen Empfangsraum, der wohl der allgemeinen Benutzung der Gäste zur Verfügung stand.

„Einen Augenblick, bitte; ich werde gnädiges Fräulein sofort benachrichtigen. Gnädiges Fräulein ist, glaube ich, mit Anziehen gerade beschäftigt."

„Hoffentlich" — dachte er; denn in diesem Zimmerchen kam er sich wie in einem Käfig vor. Eigentlich doch scheußlich — solch Pensionsleben! Wie mußte Martine sich hier unbehaglich fühlen, wenn sie an ihr wunderschönes, altersgraues Warrischkener Herrenhaus dachte mit den riesigen Sälen, den langen hallenden Fluren, der großen Terrasse, dem prächtigen Park. Das war ihre angemessene Umgebung, das war der richtige Rahmen, der sich für eine Martine von Laar gehörte! Aber dies hier? Dieser sogenannte „Salon", auf dessen abgerissenen Gobelinsesseln sich, Gott mochte wissen, wer schon alles herumgerekelt hatte? Und hier sollte er mit ihr von dem sprechen, das ihn so Hals über Kopf nach Berlin getrieben?

Also es war unmöglich. Es war einfach ausgeschlossen. Er tat es nicht, und wenn sie hundertmal darauf bestand.

Da erwachte plötzlich im Nebenraum knisterndes Rascheln. Ein Vorhang wurde beiseite geschlagen . . . . . Martine stand im Zimmer.

Sie trat rasch auf ihn zu. In ihren Augen war eine Unruhe.

„Guten Tag, Herr Doktor, Sie haben mich mit Ihrem Brief und Ihrem Herkommen erschreckt. Was ist auf Warrischken geschehen?"

Er jedoch achtete ihrer Fragen gar nicht. Er hatte nur das Blut in der Stirn und heiße Hände und unruhigen Atem.

Wieso trug sie denn . . . Ach so, heute war ja diese Hochzeit ihrer Freundin, wie sie ihm geschrieben.

Die Robe eigentlich ganz einfach: — ein weißes Atlaskleid mit einem Überwurf aus schwarzen Spitzen. Aus der schwarzen Umrahmung blühten Hals und Schultern wie perlmuttmüder Alabaster. Um den Nacken eine Perlenkette; sonst kein Schmuck. Auch das leuchtend schwere, wellige Dunkelblond ihres Haares trug sie wie jeden Tag — schlicht und einfach.

Und doch hätte Hans Torunn aus dem Handgelenk zehn Jahre dafür verwettet, daß sie heute an der Hochzeitstafel — und wenn es da dreist von sogenannten „schönen Frauen" wimmelte — die Aller- — Allerschönste sein würde. Es gab eben keine, die sich mit ihr vergleichen durfte! Solche Frauen schuf der Herrgott bestenfalls alle hundert Jahre mal eine einzige . . . und selbst dann durfte er sich darauf was einbilden!

Er sagte halblaut und mit einer Stimme, die gar nicht die seine war:

„Also, gnädiges Fräulein, ich bin doch weiß Gott nicht erst von gestern auf die Welt gekommen und habe mich auch im Ausland rechtschaffen herumgetrieben und kenne eine Masse Menschen — aber so was habe ich denn doch noch nicht gesehen! Also gnädiges Fräulein, Sie sehen blendend aus! Ungefähr so wie damals vor . . ."

Erschrocken brach er ab. Sie sah ihn mit großen Augen an, als warte sie, daß er weitersprechen solle.

Er aber schwieg.

Da lächelte sie und schüttelte ein wenig den Kopf.

„Das war wenigstens ein ehrliches und urwüchsiges Kompliment."

„Es soll kein Kompliment sein, gnädiges Fräulein. Ich finde so etwas scheußlich. Ich raspele kein Süßholz. Aber ich werde doch sagen dürfen, wenn ich mich über etwas Schönes freue?!"

„Ja, das verwehrt Ihnen niemand. Aber sagen Sie, Herr Doktor — einzig deshalb sind Sie nach Berlin gekommen?"

„Nein; natürlich nicht, gnädiges Fräulein."

„Also, vor allen Dingen — wie geht es meinem Vater?"

„Ich schrieb doch; — es ist alles in Ordnung. Ihren Herrn Vater verließ ich bei bestem Wohlsein. Unsere Krähenhütte haben wir erfolgreich eingeweiht. Menschen, Pferde, Kühe, Schweine, Schafe und Hunde sind gesund und munter; und während Ihrer Abwesenheit hat der liebe Gott es auch wieder schön regnen lassen, so daß wir auf eine günstige Ernte hoffen."

Martine lachte leise auf.

„Das sind ja angenehme Nachrichten. Doch jetzt sagen Sie ernsthaft, Herr Doktor: — weshalb sind Sie in Berlin? Weswegen wünschen Sie mich zu sprechen?"

Er aber stand ein wenig vorgebeugt und lauschte noch immer diesem leisen silbernen Lachen nach, was er noch nie von ihr hörte.

Sie aber wiederholte:

„Weswegen wünschen Sie mich zu sprechen, Herr Doktor?"

Er schüttelte den Kopf.

„Hier soll ich Ihnen das auseinandersetzen, gnädiges Fräulein? In diesem greulichen Loch von Zimmer. Nee — das geht beim besten Willen nicht!"

„Allerdings, die Umgebung ist nicht anheimelnd, und mein Tischherr kann jeden Augenblick eintreffen, um mich zur Kirche abzuholen. Übrigens, nicht wahr, es handelt sich doch wirklich um etwas Wichtiges?"

„Wäre ich sonst hergekommen?"

„Eben, das nehme ich auch an. Also wir wollen überlegen, denn ich gedenke nur noch zwei, höchstens drei Tage hier zu bleiben."

„Haben Sie morgen Zeit, gnädiges Fräulein?"

„Der Vormittag kommt natürlich nicht in Frage; und abends wollte ich mit Bekannten in die Kammerspiele; doch das weiß ich noch nicht darüber entscheide ich mich im letzten Augenblick. Am Nachmittag könnte ich Ihnen eine halbe Stunde zur Verfügung stellen."

„Ich bin unbescheiden, gnädiges Fräulein, und bitte sogar um eine ganze Stunde. Und gestatte mir folgenden Vorschlag: ich bin um 4 Uhr in irgendeinem vernünftigen Hotelvestibül und wir trinken dort zusammen Kaffee. Ich schätze — auf den sogen. Fünf-Uhr-Tee im „Esplanade" oder ähnliche Scherze verzichten Sie natürlich von vornherein."

„Um Gottes willen!"

„Also! Und nun stelle ich zur Auswahl: — „Kaiserhof", „Bristol" oder „Continental"."

„Dann schon lieber „Kaiserhof"; wenngleich ich Ihnen ehrlich gestehen muß, Herr Doktor, daß mir diese ganze . . ."

Er nickte.

„Daß Ihnen diese ganze Geschichte nicht recht behagt, ja im Grunde Ihres Herzens sogar äußerst unsympathisch ist! Verstehe ich durchaus, gnädiges Fräulein. Vielmehr — so weit ich Sie zu kennen glaubte, habe ich diesen Einwand mit tödlicher Sicherheit erwartet. Aber ungewöhnliche Verhältnisse verlangen ungewöhnliche Entschlüsse. Und mal ganz nüchtern gesprochen, gnädiges Fräulein: wir wollen doch eine Harmlosigkeit nicht gewaltsam zu einer Staatsaktion stempeln."

„Ich tu es ja gar nicht, Herr Doktor."

„Es wäre auch ein Zeichen von unangebrachter Engherzigkeit — von einer Engherzigkeit, die letzten Endes immer der Beweis gesellschaftlicher Unsicherheit ist. Na, gnädiges Fräulein, ich meine — davon werden wir uns wohl beide frei wissen."

Ein lichtes Rot überrann ihr schönes Gesicht. Sie fühlte es; sie wußte auch, daß er es bemerken mußte.

Das machte sie fast verwirrt.

Und — was sie seit jener ersten Begegnung in Warrischken nie wieder getan . . . sie reichte ihm die Hand und versetzte schnell:

„Also es ist gut, Herr Doktor, ich werde morgen nachmittags um 4 Uhr im „Kaiserhof" sein."

Er hielt ihre schmalen feingliedrigen Finger in seiner Hand. Sie waren kühl; ihm aber schien es, als schlage ein Feuerstrom zu ihm hinüber.

Unten vor dem Hause fuhr ein Wagen vor. Das Klappern der Pferdehufe kam bis oben herauf.

Da sagte er mit einem Aufatmen, als löse er sich aus einem Bann:

„Demnach ist meine Sendung also im Augenblick beendet, gnädiges Fräulein. Und nun darf ich Ihnen für den heutigen Abend eine möglichst angenehme Unterhaltung wünschen."

Unten im Hausflur eilte ein junger Offizier an ihm vorüber; allerhöchstens Hauptmann oder Rittmeister. Die breiten, karmoisinroten Streifen des Generalstäblers, Helm. Unter dem offenen Überhang glitzerten ein paar Ordenssterne.

Er wartete nicht, bis der Hauswart aus seiner Loge kam und die Gittertür des Fahrstuhles aufschloß — er stieg die Treppe hinauf. Das Seidenpapier seines Blumenstraußes knisterte; und ein paarmal klirrte auch ein Säbelring gegen die Scheide.

Martines Tischherr, der sie zur Kirche abholte. Und ob er sich auch vorher nach den Kleidern „seiner Dame" erkundigt hatte, damit er die entsprechende Blumenschleife hätte wählen können?

Vor dem Hause hielt eine vornehme geschlossene „Viktoria". Die beiden isabellenfarbenen Jucker schäumten ins Gebiß.

Privatfuhrwerk.

Hans Torunn dachte an den, der da nach Südwest gegangen und vor den Hereros gefallen war. Oben aber in dem kleinen Salon stand jetzt ein anderer vor Martine und schlug sich ein ums andere Mal die Tanzsporen zusammen, schnitt verwegene Komplimente.

Und während Hans Torunn langsam die Schlüterstraße zurückging, wußte er: der heutige Abend wurde scharf.

Keine Ahnung: wieso und was dabei herauskam.

Aber er hatte nun einmal diese Überzeugung; und sie war wie eine Eingebung.

Und neben ihm sagte eine etwas klanglose Stimme, die er in ihrer näselnden Blasiertheit sofort wiedererkannte:

„Also ich leg' mich lang hin, wenn das nicht der Hans Torunn ist! Kinderchen, ich trau' meinen Augen nicht, wie ich eben hier die Schlüterstraße lang gehe und seh' Sie da aus dem Hause treten!"

Der andere war ohne sonderliche Überraschung stehen geblieben, nahm die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Hallo wo kommen Sie denn her?"

„Aus meinem Stall. Nämlich, lieber Kerl, können Sie sich ja denken — kaum war ich in Berlin wieder glücklich gelandet, als ich mich sofort danach umsah, wo man ein paar vernünftige Schinder herkriegte. Also, Sie, Torunn, das sind ein paar Kerle; na Sie werden sie ja selber sehen und mir zugeben, daß ich neben Ihnen noch immer den größten Pferdeverstand in Berlin habe!"

Sein Begleiter schüttelte leicht verwundert den Kopf. „Meinetwegen. Aber sagen Sie mal, Ryssow — Pferdekaufen ist ja an sich eine ganz verdienstliche Sache. Bloß — wo haben Sie denn plötzlich die Zechinen dazu her? Denn soweit ich mich entsinne . . ."

Der Herr von Ryssow machte eine halbe, schwer zu deutende Handbewegung.

„Soweit Sie sich entsinnen! Aber wir haben inzwischen eine Veränderung unserer wirtschaftlichen Lage vorgenommen. Gründlich sogar. Trotzdem — das erzähle ich Ihnen später. Es eilt nicht. Vielmehr möchte ich im Augenblick wissen: — Seit wann sind Sie eigentlich wieder an der Spree gelandet?"

„Seit heut' früh."

(Fortsetzung folgt.)

Indizien.

Ein kleiner Beitrag zur Geschichte menschlichen Irrtums.

Von Leo Erichsen.

Vor kurzem hob das Landgericht in Glatz das Urteil auf, das vor vierzehn Jahren den Fleischer Trautmann zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilte, das dieser Mann als ein gänzlich Gebrochener verließ, der jetzt in seinem Heimatdorfe kaum die einfachste Arbeit mehr verrichten kann. Vielleicht behalten die ganz wenigen recht, die vom ersten Augenblick der Anklage an diesen Mann, der nicht aufhörte, seine Unschuld zu beteuern, für schuldlos hielten, dagegen an der Art der Beweisführung und ihrer Verwertung durch das Schwurgericht scharfe Kritik übten. Vielleicht weist die Aufzeichnung des Münsterberger Massenmörders Denke in seinem Tagebuch die rechte Spur zum Täter. Und doch wurde seinerzeit von der Staatsanwaltschaft — derselben, die sich jetzt unbegreiflicherweise gegen die Wiederaufnahme des Verfahrens wehrt — die Verurteilung als der einzig mögliche Ausgang des Prozesses gefordert: „Meine Herren, wenn jemals der Ring der Indizien ein streng geschlossener war, so ist es hier der Fall! Trautmann ist der Mörder und kein anderer. Sie haben die Pflicht, das Schuldig auszusprechen!" Und die vierzehn Männer erlagen dieser Suggestion.

Indizien! Gibt es wirklich eine Beweiskette, die sich lückenlos schließen läßt? Ist es wirklich möglich, so überzeugend die Schuld eines Menschen, der sie leugnet, nachzuweisen, daß auch jeder Gedanke an einen Irrtum von vornherein ausgeschlossen ist? Das alte österreichische Militärstrafgesetzbuch bewies, daß seine Schöpfer vor vielen Jahrzehnten bereits diese Frage verneinten. „Wer nicht durch Zeugen überführt werden konnte oder seine Schuld offen bekannte, durfte nicht bestraft werden." Einen Indizienbeweis kannte dieses Gesetzbuch nicht.

Ich erzähle ein Beispiel, wie die Kette eines Indizienbeweises sich scheinbar so eng schloß, daß das einzige Resultat die Todesstrafe sein mußte, und doch wurde ein Unschuldiger verurteilt. Der Herzog von Meiningen hatte ein Todesurteil zu unterschreiben; die Tat war so bestialisch gewesen, daß eine Milde nicht am Platze war. In dem Augenblicke, da er die Feder ansetzte, stieß sein Jagdhund an den Schreibtisch; für den ersten Augenblick wurde dadurch die Unterschrift unmöglich; zum zweiten Male setzte der Herzog an, als eine Hummel so stürmisch gegen seinen Kopf flog, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Ein Zufallsspiel, und doch ein solches, daß der Herzog nachdenklich die Feder weglegte und den Mörder zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe begnadigte. Nach sechzehn Jahren verließ dieser Mann das Zuchthaus — seine Unschuld, die er vom ersten Augenblick beteuert hatte, war endlich erwiesen worden. Damals war er als junger Fechtbruder durch ein Meiningensches Dorf gekommen. Augusthitze brütete über der Landschaft, alle Kräfte waren draußen auf den Feldern tätig, die Ernte vor Anfang des Gewitters hereinzubringen. Nur ein paar alte Frauen jagten den Bettler von Gehöft zu Gehöft, und ohne eine einzige Gabe erhalten zu haben, hatte er nahezu das ganze Dorf passiert; in einem der stattlichen Häuser ist offenbar niemand anwesend; das Fenster des ersten Stockes steht auf, rasch lehnt er eine Leiter an die Wand und klettert in das Zimmer. Nach fünf Minuten kehrt er auf demselben Wege zurück, wird auf der letzten Sprosse von hinzukommenden Mägden bemerkt, worauf er die Flucht ergreift und im nahen Walde verschwindet. Die Leiter zeigt eine Menge Blutspuren, und als man das Zimmer betrat, saß der siebzigjährige Auszügler, der Vater des nunmehrigen Besitzers, mit durchschnittener Kehle im Lehnstuhl. Das Blut tropfte noch warm aus der Wunde. Ein Kasten mit Silbergeld, der unter dem Bette gestanden hatte, war geöffnet worden und zum Teil seines Inhalts beraubt. Am selben Abend wurde der Täter bei dem Versuch, seine blutigen Kleider zu waschen, verhaftet, die blutigen Geldstücke wurden noch bei ihm gefunden.

Indizienbeweis! Wenn überhaupt die Möglichkeit gegeben war, einen Menschen indirekt des Mordes zu überführen, so war es hier der Fall. Die Behauptung des Angeklagten, daß er in dem Augenblick, da er das Zimmer betrat, den Mann mit durchschnittener Kehle vor sich gesehen habe und, nicht ohne schnell dem geöffneten Silberkasten eine Menge Münzen entnommen zu haben, entsetzt geflohen sei, war so unglaubhaft und so absurd, daß dieses Leugnen nicht zum wenigsten dazu beitrug, daß der Minister von einer eventuellen Begnadigung dringend abriet.

Nach sechzehn Jahren starb in der Herberge einer süddeutschen Stadt ein Landstreicher: kurz vor seinem Tode legte er folgendes Geständnis ab: „Er habe sich in der sommerlichen Stille jenes Augusttages in das betreffende Zimmer eingeschlichen, wo im Lehnstuhl ein Greis schlief; in dem Augenblick, da er einen Geldkasten unter dem Bette hervorholte, sei der Mann wach geworden und wollte um Hilfe schreien. In seiner Angst habe er ihm die Kehle durchschnitten. In diesem Augenblick bemerkte er, wie man eine Leiter an das Fenster legte; er habe sich schnell hinter den Vorhang des Bettes versteckt und war nun Zeuge, wie ein anderer das Zimmer betrat, den Leichnam erblickte, sich rasch die Taschen mit Geldstücken füllte, und entsetzt das Zimmer verließ. Nun wußte er, daß der andere unbedingt als Täter in Frage kommen werde, nachdem er sofort von Dorfbewohnern entdeckt worden war. So konnte er ruhig die Zeit abwarten, bis er in der Dämmerungsstunde das Haus unbemerkt verließ."

Herbst-Anfang.

Von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich ist es merkwürdig unpoetisch und wenig erfreulich. Sobald der Mensch eine Umstellung in seinen Kleidern vornehmen muß, kommt das „Unbequemliche" stark zum Vorschein, und er wird mürrisch und unangenehm. Nur nicht aus dem Gleise kommen . . . Das Alte behagt ihm besser.

Die Änderung in der Jahreszeit bedingt manches: Der Schneider tritt in Aktion und „Aktionen" sind kostspielig. Das gesellschaftliche Leben beginnt (meistens auch nicht!) und aus der legeren Haltung des Körpers (vom Sommer her) wird ein steifer Herr (des Winters).

Es fröstelt dich und mich, trotzdem wir beide schon fast winterlich „eingepuppt" sind.

Du sehnst dich nach liebevoller Wärme und trinkst deinen Tee und deinen Kaffee. Du bekommst plötzlich riesiges Verlangen nach einem Likör. Der äußere Mensch ist schon erfroren, der innere verlangt Erwärmung.

Schon haben wir die heißen Tage vergessen, wo sengende Glut die Luft erfüllte; die seidenen Bastanzüge versinken der Erinnerung; die Himbeer-, Erdbeer- und Pistazien-Eisportionen gehören einem vergangenen Jahrhundert an.

Es herbstelt, es rieselt, es nieselt . . . der Herbst — ist er da? Die Stadt fühlt ihn, aber sie sieht ihn kaum. Die draußen wohnen und die Blätter sich färben sehen, erkennen den Umschwung, den Staatsstreich in der Natur. Ganz über Nacht fand er statt!

Die grünen Blätter sind blutrot oder quittengelb geworden. Schöne, neckische Farbenspiele. Etwas für Maler- und Dichteraugen! Für Idealisten mit zerschlissenen Hosen.

Praktische Hausfrauen kaufen diese Farbensymphonien und lassen sie von der Vase aus hübsch leuchten. Man schließt vor Wonne die Augen.

Dann behaupten die Familienangehörigen, der Herbst, der melancholische, sei die herrlichste Jahreszeit. Behaupten es! Aber dieser Gruß geht bald in die Brüche. Die Blätter, die den Tod in sich tragen, fallen ab und das Zeug nimmt die Donna handweise auf, um es in den Eimer alles Vergänglichen verschwinden zu lassen.

Es herbstelt.

Die von manchen so hochgeschätzte Jahreszeit hat wiederum große Schattenseiten: Wo bleibt die Heizung?

Zählet ab an den Knöpfen:

„Soll man heizen?"

„Nicht heizen . . . .?"

„Soll man?"

„Nein . . . man soll nicht . . ."

Also frieren wir.

Der Portier hat bis dahin geheime Order, daß nicht....

Also befinden wir uns noch im Sommer . . . .

„Fräulein, bitte, eine Limonade . . . sehr kalt . . . auf Eis . . . zur Abkühlung!"

Nasreddin und Timurlenk.

Nasreddin, der türkische Eulenspiegel, wurde in seiner Eigenschaft als Priester (Hodja) der Landessitte gemäß auch häufig als Arzt konsultiert und vollführte seine Wunderkuren unter den üblichen Beschwörungen und dem nötigen Hokuspokus. Eines schönen Tages, als Tirmurlenk, der Mongolen-Khan, auf seinem Siegeszug in der Stadt weilte, ereignete es sich, daß dieser von heftigen Zahnschmerzen befallen wurde. Der Herrscher war als ein recht ungnädiger und ungeduldiger Patient bekannt, dem es auf ein paar Menschenköpfe nicht ankam, und es war daher dem Hodja keineswegs wohl zumute, als er berufen ward, die Leiden Timurs zu lindern. Doch packte er sein Gerät zusammen, barg die kleine Zange sorglich in der Hand und suchte den König auf. Er traf ihn in einem Garten. Der Hodja näherte sich ihm mit vielen Bücklingen und ward gnädig empfangen, da Timur ihn um seiner Schnurren willen liebte. Er führte nun den König bis zu einem Bach, hieß ihn sich bücken und von dem Wasser schöpfen und trinken. Dazu murmelte er vielerlei Zauberformeln und Koransprüche und vollführte einen grotesken Tanz mit tollen Gesten. Ganz unversehens näherte er dabei seine Hand dem Gesicht des Fürsten, plötzlich fuhr er ihm mit der Zange in den Mund und hatte mit einem Ruck den kranken Zahn herausgerissen. Ehe aber noch Timur das zu erwartende Schmerzensgeheul anstimmen konnte, ließ sich der schlaue Schalksnarr wie unabsichtlich hintenüberfallen und lag schreiend und strampelnd in dem Bache. Wie er gerechnet hatte, so kam es. Über den Schrecken vergaß der Khan seinen eigenen Schmerz und sprang dem Hodja zu Hilfe. Eigenhändig zog er ihn aus dem Wasser heraus, suchte ihn zu trocknen und zu trösten und beschenkte ihn obendrein mit einem prachtvollen Ringe von seiner Hand. Später, als er den Zusammenhang erfuhr, lachte er herzlich und machte dem klugen Wunderarzt noch ein namhaftes Geldgeschenk.

Gustav Halm.

Bunte Chronik

* **Ein neuer Kontinent im Entstehen?** Ein Newyorker Geophysiker, Naulty, der sich seit Jahren mit den Erscheinungen im Großen Ozean beschäftigt, sagt das Auftauchen eines großen neuen Landgebietes inmitten des Ozeans in der Höhe der Hawai-Inseln voraus. Es soll sich aber dabei nicht um ein plötzliches Auftauchen, sondern um einen langen und ständigen Prozeß handeln, der aber noch in den nächsten 50 Jahren vor sich gehen dürfte. Dieses Land, das dort den Vereinigten Staaten in den Schoß fallen würde, dürfte, wie Herr N. meint, ausreichen, um eine Bevölkerung von 25 Millionen aufzunehmen.

*

* **Verhör unter hypnotischem Zwang.** Nach zuverlässigen Meldungen aus Moskau steht es fest, daß die Sowjetgerichtshöfe bei der Vernehmung von politischen Verbrechern Hypnose anwenden. Die Folgen dieses Verfahrens sind mitunter fatal; es wird aber behauptet, daß auf diesem Wege schon zahlreiche Verschwörungen gegen die Sowjetregierung aufgedeckt wurden. Die Sowjetpresse berichtet, daß der Untersuchungsrichter eines revolutionären Gerichtshofes in der südlichen Ukraina, Zacharow, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde, weil er einen Angeklagten durch Hypnose erheblich gesundheitlich geschädigt hatte. Da die Verurteilung jedoch nur bedingt erfolgte, behielt Zacharow seinen Posten bei.

*

* **Das beste Alter der Frau.** Über das beste Alter der Frau ist in einem Londoner Blatt eine neue Umfrage veranstaltet worden und es zeigt sich dabei, daß die Verehrung der Jugend, die so lange Zeit herrschend war, heute von weiten Kreisen nicht mehr geteilt wird. Wenn Balzac den Zauber der „Frau von dreißig Jahren" entdeckte und sie für die Begehrenswerteste hielt, so ist man heute geneigt, der Frau von 40 Jahren die Palme zu reichen. Die stärkere Anteilnahme des weiblichen Geschlechts am öffentlichen und Berufsleben, Sport und Leibesübungen, nicht zum wenigsten die Mode, die alle früher so streng gewahrten Altersunterschiede verwischt hat, tragen dazu bei, der Frau im mittleren Alter die Reize der Jugend zu erhalten, zu denen dann noch die hohen Vorzüge der Reife kommen. In einer sehr großen Anzahl von Antworten werden deshalb die Jahre „um die 40" für das beste Alter der Frau erklärt. Alle die Unzulänglichkeiten, die der jungen Frau noch anhaften, sind dann überwunden, und die Schatten des Alters machen sich noch nicht bemerkbar. Freilich darf die reife Frau nicht den früher so weit verbreiteten Fehler begehen, ihre Jahre zu verbergen und sich jung machen zu wollen. Die Vierzigerin kann mit den 20- und 30jährigen den Wettbewerb aufnehmen, wenn sie nichts von ihnen borgen will, sondern ihre Eigenart hervorkehrt. „Ihre Toilette muß in vollkommener Harmonie mit ihrem Alter und ihrer Erscheinung stehen", heißt es in einer Zeitschrift. „Sie besitzt die Erfahrung und Abgeklärtheit, die sie zur idealen Gefährtin des Mannes machen; sie wird bei Verabredungen nicht mehr zu spät kommen; sie wird keine unbedachten Reden führen, und indem sie so das Vorschnelle der Jugend vermeidet, hat sie zugleich noch die nötige Elastizität und Lebendigkeit, die die Langeweile verbannt." Aber es gibt auch Stimmen, die sich weder auf die 20 noch auf die 30 oder 40 festlegen wollen. Hat nicht Ninon de l'Enclos mit 70 Jahren noch alle Männer bezaubert, war nicht Julia schon mit 14 Jahren auf des Lebens Höhe? Das beste Alter der Frau wird immer dann erreicht sein, wenn sie das stärkste Lebensgefühl besitzt, wenn sie die vollendete Sicherheit im Auftreten erreicht hat, und dieses Alter wird jede Frau einmal haben.

Lustige Rundschau

* **Reingefallen.** Der Zollbeamte betrachtete die Flasche mit mißtrauischen Blicken. „Es ist nur Ammoniak drinnen", stammelte der ängstliche Reisende mit einem flehenden Blick. „So meinen Sie wirklich", sagte der Hüter des Alkoholverbots und nahm einen herzhaften Trunk. Es war Ammoniak.

*

* **Stets derselbe.** Der wütend dreinblickende Ehemann stürzt sich auf einen Amateurphotographen am Badestrand und faucht ihn an: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, meine Frau zu photographieren? Ich sah deutlich, daß Sie es taten." „Aber mein Herr, ich tat es nicht", stammelt der andere erschrocken. „Wie können Sie so etwas denken?" „Was, Sie taten es nicht?" schreit der Ehemann noch wütender. „Warum nicht, meine Frau ist die schönste Frau am Strande?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.